RASDORFER GESCHICHTSBLATT

Herausgeber: Verein zur Förderung der Heimat- und Kulturpflege Rasdorf e.V.

Ausgabe Nr. 26 **Jahr 2010**

Handwerk in Rasdorf – früher und heute
Der Schuhmacher – Schuster

von Erika Gutberlet



Bildleihgabe: Matthias Radics

In Deutschland ist Schuhmacher ein staatlich anerkannter Ausbildungsberuf, Lehrzeit drei Jahre. Schuhmacher und Schuster sind zwei gängige Bezeichnungen für ein und denselben Handwerker. Schuhmacher ist die offizielle Berufsbezeichnung, heute im weitesten Sinne vergleichbar mit den Maßschuhmachern und Orthopädieschuhmachern. Daneben gibt es noch die Flickschuster, allgemein auch als Schuster bezeichnet, deren Aufgabe es ist, gebrauchte kaputte Schuhe auszubessern bzw. zu reparieren.

Der Schutzheilige der Schuhmacher ist Sankt Crispin, Gedenktag ist der 25. Oktober.

Früher wurden alle Schuhe von Hand gefertigt, somit konnte dieser Berufsstand viele Beschäftigte aufweisen. Mit der Einführung der maschinellen Schuhproduktion etwa ab 1870 gingen die Beschäftigtenzahlen drastisch zurück. Die manuelle Herstellung eines Paars rahmengenähter Schuhe ist aber immer noch Bestandteil der Gesellenprüfung. Auf dem Land trugen die Leute lange Zeit (noch im 2. Weltkrieg) werktags oft nur Holzschuhe, bei uns sogenannte *„Hölzer“*. Lederschuhe trug man nur sonntags oder zu besonderen Gelegenheiten.

Die Mehrheit heute gefertigter Schuhe ist geklebte Massenware, und so wird vorwiegend dieses Schuhwerk repariert. Die meisten Schuhmacher bekommen nur selten hochwertige genähte Schuhe zur Reparatur. Nur wenige von ihnen haben entsprechende Maschinen, die handwerkliche Übung und die dazu gehörige Erfahrung solch hochwertiges Schuhwerk in Stand zu setzen. Dieser Wandel, der spätestens nach dem 2. Weltkrieg einsetzte und auch die in den letzten Jahren massiv gesunkenen Durchschnittspreise für Schuhe stellen das Schuhhandwerk vor große Herausforderungen. Eine weitere Konkurrenz für die Schuster selbst stellen auch die so genannten *„Mr. Minit"*-Stationen in Kaufhäusern etc. dar. Einen hochwertigen Schuh lassen die Leute in aller Regel bei einem guten Schuhmacher reparieren, leider sind diese heute eher Mangelware.
Quellennachweis: Wikipedia freie Enzyklopädie.

So ist es auch in Rasdorf. Von ehemals fünf selbständig arbeitenden Schustern gibt es keinen mehr. Als erster soll hier **„Bers'ches Mechel", Michael Hahn,** Braugasse, genannt werden.



Neben seiner Arbeit in der eigenen kleinen Landwirtschaft betrieb er bis ins hohe Alter eine Flickschusterwerkstatt. Er reparierte neben Schuhen alle damals gebräuchlichen Lederartikel und besohlte in der schlechten Zeit sogar die von Rasdorfer Frauen in Handarbeit angefertigten so genannten *„Segge"* (Hausschuhe aus Segeltuch) mit ausgedienten Fahrradmänteln. Im Jahr 1954 verstarb Bers'ches Mechel.

Schuster Michael Hahn



Mechels alte Handnähmaschine

Bildleihgabe: Irene Hahn



Reinhold Göb, bekannt als **Treppenschuster** vom Geisaer Tor, geb. 1891, verheiratet mit Maria Hahn aus Bers'ches. Die Ehe blieb kinderlos. Reinhold Göb betrieb bis ca. 1958. in seinem Haus am Geisaer Tor eine Flickschusterwerkstatt (das Haus wurde in den 70er Jahren abgerissen und das Grundstück 1975 von Hubert Glatzel erworben). Neben seiner Schusterei versah er lange Jahre den Küsterdienst auf dem Gehilfersberg. 1961 verstarb Reinhold Göb.

Bildleihgabe: Irene Hahn



Bildleihgabe: Anna Gollbach

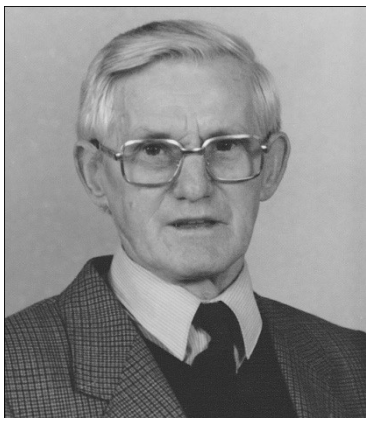
August Gollbach, geb. 1868 in Grüsselbach, heiratete 1889 Agnes Wiegand aus Rasdorf. Bei welchem Meister er seine Lehre absolvierte, konnte nicht mehr ermittelt werden. Er zog nach Rasdorf an den Anger, betrieb Landwirtschaft und eröffnete bald eine Schusterwerkstatt. Hier fertigte er Schuhe und Stiefel an und reparierte fast alles aus Leder. Besonders beliebt war er bei den in den Kriegsjahren des 2. Weltkriegs in Rasdorf einquartierten Schülern aus Kassel, denen er Ranzen, Schuhe, Koffer usw. meist kostenlos reparierte, weil sie ja selbst kein Geld hatten. August Gollbach war Teilnehmer am 1. Weltkrieg, überstand den Krieg jedoch ohne Verwundung. Sein Geschäft gab er 1950 auf. Im Jahr 1951 verstarb Schuster Gollbach. Keiner seiner Söhne erlernte das Schuhmacherhandwerk. Dafür trat sein Urenkel

Markus Gollbach in seine Fußstapfen und erlernte seinerseits den Beruf des Orthopädieschuhmachers in Fulda. Er arbeitet heute noch in diesem Beruf



Bildleihgabe: Renate Stockbrügger geb.Becker

Schuster Becker (Albert), geb. 1911 in Großenbach, ist für fast alle Rasdorfer noch ein Begriff. Er begann in 1927 seine Lehre als Schuhmacher bei dem Schuhmachermeister August Kling in Geisa. Im Jahr 1930 erwarb er den Gesellenbrief und bereits im Jahr 1936 legte er vor der Handwerkskammer Kassel seine Meisterprüfung ab. Im Jahr 1934 eröffnete er nach Genehmigung durch den früheren Bürgermeister Josef Dietz im Haus der Witwe Therese Gensler am Anger eine Maß- und Schuhwerkstatt, dort wohnte er auch. Er schaffte neue Maschinen an, zum Beispiel eine Doppelmaschine, Ausputzmaschine, Lederwalze, Ledernähmaschine usw. Im Wesentlichen stellte er Schuhe nach Maß her, jedoch reparierte er auch Schuhe. Verheiratet war Albert Becker mit Klara Gerhard aus Paffe am Geisaer Tor. 1948 zog er in sein neu erbautes Haus „Am Jammersweg“, in dem sich auch eine Werkstatt im Anbau befand. Zwei Lehrlinge aus Rasdorf erhielten von ihm die Ausbildung zum Schuhmacher. Im Jahr 1963 kam zu der Schusterei noch ein Schuhhandel hinzu. Albert Becker arbeitete lange über das Rentenalter hinaus. Er war Schuhmacher mit Leib und Seele und konnte sich ein Leben ohne seinen Beruf nicht vorstellen. 1988 verstarb er nach längerer Krankheit. Seine Kunden kamen gerne zu ihm in die Schusterstube, oft auch nur zu einem Schwätzchen. Er war immer gut aufgelegt und stets zu einem Spaß bereit.



Josef Radics, Schuhmachermeister aus Ragendorf (Rajka) in Ungarn, geb. 1915. Er absolvierte seine Lehre in Ungarn, arbeitete als Geselle in Rajka und Budapest und legte 1942 seine Meisterprüfung ab. In seiner eigenen Werkstatt noch in Ungarn beschäftigte er zwei Gesellen und drei Lehrlinge. 1944 wurde er zum Militärdienst eingezogen und geriet 1945 in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Seine Familie wurde 1946 aus Ungarn vertrieben und kam so in den damaligen Landkreis Hünfeld. Josef Radics kam nach der Entlassung aus der Gefangenschaft nach Oberstoppel. Dort fand er Arbeit als Schuhmacher. In 1948 wechselte er nach Setzelbach und arbeitete dort als selbständiger Schuster im Haus Endert. Hier lernte er seine spätere Frau Marianne geb. Trabert kennen und zog mit ihr 1949 nach Rasdorf. Er eröffnete eine Schuhmacherwerkstatt im Nebenhaus von Karl Krieg (Zeigches) und beschäftigte hier zwei Gesellen und einen Lehrling. 1950 wechselte er in das Haus Landstr. 5b (Puppe) und baute bald in der Stiftstraße 16 ein Eigenheim mit Werkstatt im Keller. Hier fertigte er Maßschuhe an und führte Reparaturen aus. Seine gute Arbeit sprach sich schnell herum. 1954 erfolgte die Geschäftsaufgabe, weil ihm eine Anstellung bei der Rasdorfer Firma Röma als Sattler und Polsterer angeboten wurde. 1957 gab die Firma Röma jedoch ihren Betrieb auf. Danach arbeitete er als Schuhmachermeister bei der Fa. Schuhhansa in Frankfurt. 1960 baute er an sein Wohnhaus eine größere Werkstatt an. Hier wirkte er nebenberuflich bis zu seinem Tod im Jahr 1992. Von 1964 bis zu seiner Rente war Josef Radics als Schuhmachermeister in der Bekleidungskammer beim BGS in Hünfeld beschäftigt. Mit dem Tod von Josef Radics ging die Ära der selbständigen Schuster in Rasdorf zu Ende.



Meister Radics und Ehefrau Marianne mit Lehrling und Geselle



Stiefelschaftspreizer



Dehnungsmaschine







Holzleisten in verschiedenen Größen und eine Auswahl von Werkzeugen und Arbeitsmaterial
Bildleihgaben: Matthias Radics

In Rasdorf gab es im 19. und 20. Jahrhundert mehrere Schuster, wahrscheinlich meistens so genannte Flickschuster. Viele haben sich die Fertigkeiten des Reparierens angeeignet ohne den Beruf erlernt zu haben und schusterten nur für die eigene Familie. Soweit namentlich bekannt und von Angehörigen berichtet, waren es unter anderem:

Benedikt Helfrich, geb. 1835 – Hüttner und Schuhmacher.

Andreas Hoehl, Geisaer Tor (aus Drese), geb. ca. 1825 und dessen Sohn Michael Hoehl, Schuhmacher und Hüttner, geb. ca. 1855. *Quellennachweis: Hofchronik im Geschichtsblatt Nr. 22.*

Ludwig Schabel, geb. 1834 gest. 1903, Schuhmacher und Hüttner aus Betzemechels und
Josef Schabel, geb. 1868 gest. 1934, Schuhmacher und Hüttner, Sohn von Ludwig Schabel. *Angaben von Christiane Herber.*

Valentin Fischer (Hoartsvaltes), Selmbach 1. Er war Schuhmacher und betrieb neben seinem Handwerk und der Landwirtschaft noch einen Harzhandel. *Quellennachweis: Hofchronik im Geschichtsblatt Nr. 11.*



Valentin Wiegand aus Hannotte, geb. 1842, Schuhmachermeister und Kriegsveteran, genannt Breefvälche, war als Briefträger bei der Post beschäftigt. Er trug die Post in Rasdorf, Grüsselbach und Setzelbach aus. Neben seinem Dienst bei der Post arbeitete er nachmittags als Schuster bis ins hohe Alter. 4 Tage vor seinem 90. Geburtstag verstarb er im Jahr 1932. *Angaben von Christa Schütz und Geschichtsblatt Nr. 8.*

Josef Hahn aus Hampetersch, geb. 1870, gest. 1943, verheiratet mit Maria Anna Fischer aus Ännches. Josef Hahn hatte eine Flickschusterwerkstatt in seinem Haus in der Großentafter Straße – früher Bahnhofstraße. Nebenbei versah er auch das Küsteramt auf dem Gehilfersberg. Dieses Amt versah er mit großer Gewissenhaftigkeit. Es wird erzählt, dass er samstags bzw. sonntags nach dem Gottesdienst erst das Geld aus dem Klingelbeutel zählte und notierte, bevor er sich zum Essen oder Frühstücken an den Tisch setzte.



Angaben von Thea Hahn und Lena Sondergeld.



Mäi schwatze platt

von Irene Hahn

Aedehocke
Eggenhaken

Banns iwets gett
wenn es eben geht

Bäärwenge
Winde/Unkraut

Butterklätzee
wilder Spinat

Broatkachel
Backröhre

dummel dich
beeile dich

gegillert
schrill gelacht

geneiselt
wenig/langsam essen

Gehejscht
Gebettelt

gestibbert
aufgestützt

geduppert
unsicher gehen

Häbb/Bertche
kleines Beil

Härre
Obstdörre

Hoaheppe
Hagebutten

Hansel
Hornisse

Kribbelgägger
klappriges Pferd

Matte
Quark

gescholle
geschimpft

Moostriehrer
Musrührer

Motzkopp
Dickkopf

Seamche
Leinsamen

stronze geh‘
spazieren gehen

Schesser/Klicker
Murmeln

spille geh‘
Kurzbesuch machen

Menscher
Halbwüchsige Mädchen

gerispert
Schuhe mit Leder-flicken reparieren

ufflejfel
Gestricktes auftrennen

Freeme
Fremde

Impressum:	
Herausgeber:	Verein zur Förderung der Heimat- und Kulturpflege Rasdorf e.V.
Abteilung:	Aufarbeitung und Dokumentation der Heimatgeschichte
Abteilungsleiter:	Wendelin Priller
Mitwirkende:	Ruth Burghardt, Gisela Falkenhahn-Klee, Erika Gutberlet, Irene Hahn, Marita Heere, Karl-Heinz Lenz, Rüdiger Stark, Christa Wiegand
Technische Bearbeitung:	Gaby Hohmann

Erinnerungen an Rasdorf

aufgeschrieben von Josef Herrmann, Neuwied

Fortsetzung:

Im Spätsommer gingen wir in den Wald Beeren pflücken. Himbeeren, Waldbeeren oder Blaubeeren (Mormeln). Tante Maria wusste immer wo gute Plätze waren. Erdbeeren gab es im Geisaer Wald. Einmal sind wir mit dem Zug von Großentaft in Richtung Burghaun gefahren. Wir waren 6 bis 7 Personen. Helga, die Tochter von Tante Rosa Helfrich war auch mit dabei. Es ging immer schon früh um 5.00-6.00 Uhr los, denn wenn die Sonne zu stark schien, kamen die Stechmücken und plagten uns. Wenn Helga und ich unseren Eimer nicht schnell genug vollbekommen hatten, legten wir Blätter und Gras unten hinein. Zu Hause angekommen, habe ich mich gleich aus dem Staub gemacht. Aber Tante Maria hat heimlich darüber gelacht und gesagt: „Die Stadtkinder können halt nicht richtig arbeiten." Überhaupt wurde in der freien Natur vieles gesammelt, z.B. Beeren, Tees und Schorfrippchen. Ich sammelte auf Näse Rain Hagebutten und bekam vom Kaufhaus Litz dafür 10 Pfennig für das Pfund. Oma pflückte Brennnesseln und kochte Spinat daraus. Im Herbst wurden Äpfel und Pflaumen geerntet und verarbeitet.



Erntepause um 1938
v.l.: Josef Helfrich, Kernersch Opa Adam, Helga Helfrich, Rosa Lia Helfrich, Maria Kümpel (Kernersch),

Die Erntezeit, sei es Heu, Grummet, Frucht oder Kartoffeln, war für den Bauern die arbeitsreichste Zeit im Jahr. Jede Kraft wurde gebraucht und oft fehlten Arbeitskräfte. Auch Boahle Gustel und Gollbachs Bernhard, die beim Schneider Kümpel beschäftigt waren mussten genauso helfen wie die Schulkinder. Eine einfache Entschuldigung genügte dem Lehrer. Man war den ganzen Tag auf dem Feld und am Abend mussten noch die Messer für die einfachen Mäher geschliffen werden. Wenn abends die Hauptarbeit gemacht war, wurde ich zum Selmbach oder Heileborn geschickt (wo angeblich die Kinder geboren wurden), um mit dem blechernen Milchkännchen klares und kühles Quellwasser zu holen. Sprudelwasser aus der Flasche war Luxus und dafür war kein Geld da.
Wenn nachts ein Gewitter aufzog, zündete Oma eine Kerze an und betete, dass der Blitz nicht in die Scheune einschlug oder die Frucht verhagelt wurde. Auch durften wir bei schwerem Gewitter nicht zu Abend essen. Daran hat Opa sich aber nie gehalten.
Wenn die Wiesen und Felder abgeerntet waren, konnte man frei auf den Wiesen Kühe hüten. Damit die Gänse für Weihnachten schön fett würden, wurden sie auf die abgeernteten Felder gebracht. So um 14.00 Uhr nach der Schule ging es los. Ich habe bei drei oder vier Bauern die Gänse eingesammelt und sie auf die Stoppelfelder getrieben. Weil die Felder in der Nähe der Landstraße in Richtung Leipzig lagen, hielt ab und zu ein Auto an. Ich wurde dann vom Fahrer fotografiert, weil sie den gänsehütenden Jungen anscheinend romantisch fanden. Ich habe den Fotografen meine Adresse gegeben, aber mir wurde nie ein Foto geschickt. Manchmal waren wir zu dritt oder zu viert beim Gänsehüten. Meist waren es Mädchen die Gänse hüteten. Wenn ich allein auf der Weide war, habe ich oft das Schäferlied gesungen.

„Oh oh, so und so, bei uns Schäfern ist das so.
Dann treib ich mit frohem Schalle, meine Gänselein aus dem Stalle.
Treibe sie zur Weide hin, wo ich ganz alleine bin."

Wenn die Gänse laut wurden und mit den Flügeln schlugen, wollten sie wegfliegen. Dann sollte man um sie herum laufen und „Biele- Biele" rufen. Meistens sind sie aber trotzdem weggeflogen und ich musste sie wieder eintreiben. Wenn die Gänse einen dicken Kropf hatten, gegen 17.00-18.00 Uhr, trieb ich sie zurück zu ihrem Besitzer. Von jedem Besitzer bekam ich zum Lohn eine Scheibe Brot mit

Griebenschmalz oder Wurst. Ich konnte die vielen Brote gar nicht aufessen. Lieber wäre es mir gewesen, sie hätten mir ein paar Pfennige gegeben, aber Geld war damals Mangelware. Kurz vor Weihnachten stopfte meine Oma den Gänsen noch zusätzlich mit einem Rohr Futter in den Hals, um sie zusätzlich zu mästen. Das war schon Tierquälerei. Aber damals war man nicht besonders zimperlich mit dem Vieh.
Ab und zu kamen Bettler das Geisaer Tor runter. Betteln war offiziell verboten, aber Oma gab ihnen trotzdem einen Teller Suppe oder mein Gänseschmalzbrot. So erfüllte es doch noch einen guten Zweck. Wenn Oma den Bettlern ein paar Pfennige gab, schimpfte mein Opa: „Die sollen arbeiten, ich muss auch arbeiten." Diese Meinung hat sich bis heute in der Bevölkerung nicht geändert.
Oft hinterließen die Bettler an unserem Zaun merkwürdige Zeichen, mit denen sie ihre Bettlerkumpel über die Freigiebigkeit der Bewohner des Hauses informierten. Die Zeichen bedeuteten: Hier gibt es etwas zu essen, hier gibt es Essen und Geld oder hier gibt es nichts, geh weiter.

Viele Erlebnisse, die mir noch sehr gut in Erinnerung sind, wurden bereits ausführlich in den Geschichtsblättern geschildert. Ich erinnere mich gut daran, wie es war, wenn die Dreschmaschine oder der Schlachter kamen und auch das gemeinsame Brotbacken ist mir noch in lebhafter Erinnerung. Ich möchte mich hier nicht wiederholen, doch meine ersten Erlebnisse am Schlachttag möchte ich im Folgenden niederschreiben.

Bereits am Abend vorher herrschte große Unruhe. Alles musste sauber sein, der Hof wurde gekehrt, der Schweinestall noch einmal gemistet und auch die Sau war sauber. „Denn morgen kommt der Schlachter." Der Schlachter war Kammerräts Karl. Er kam bereits am Abend vorher, um sein Handwerkszeug abzustellen. Mit einem Augenzwinkern meinte er: „Habt ihr auch die Flasche mit dem Desinfektionsmittel, falls sich einer schneidet und für den Fleischbeschauer?" Er meinte natürlich die Flasche Schnaps, die bei dem Ereignis geleert wurde. Opa zeigte sie ihm und goss schon mal ein Gläschen zum Probieren ein. Zufrieden verabschiedete er sich mit den Worten: „Der ist gut, dann bis morgen früh."
Am nächsten Morgen war ich schon früh auf den Beinen, ich wollte ja zuschauen. Tante Maria wartete schon mit frisch gewaschener und gebügelter Schürze. Sie erzählte: „Das ganze Jahr über rannte die Sau sofort aus dem Stall hinaus und auf die Wiese sobald wir das Scheunentor aufmachten. Nur wenn der Metzger mit seinem Handwerkszeug da ist, geht sie nicht raus. Als hätte sie eine Ahnung, dass ihr Lebensende naht." Aber der Metzger kannte natürlich kein Pardon. Die Sau wurde durch einen Schlag mit der umgedrehten Axt betäubt und durch einen Stich ins Herz getötet. Danach fing Tante Maria das Blut in einer großen Schüssel auf und rührte mit der Hand feste darin herum. Das war zu viel für mich, Tante Maria, die ich so verehrte, wühlte im Blut. Mir wurde schlecht. Meine Oma merkte als erste, dass ich kreidebleich und der Ohnmacht nahe war. Einen Schnaps bekam ich nicht. Stattdessen nahm sie mich zur Seite, drückte mir vier Eier in die Hand und schickte mich zum Kaufhaus Litz Schuhcreme und Schnürsenkel einkaufen. Erleichtert aber auch ein bisschen beschämt machte ich mich auf den Weg.
Was war das jetzt wieder, man schickte mich mit vier Eiern aber ohne Geld einkaufen. Das hatte ich auch noch nicht erlebt. „Na ja" dachte ich mir, „es wird schon seine Richtigkeit haben." Ich ging das Geisaer Tor runter in Richtung Kaufhaus. Doch bei Paffe am Pferdestall machte ich erst mal eine Pause, um nach dem Fuchs zu sehen. Dieses Pferd hatte es mir besonders angetan. Als ich dem Tier den Hals klopfte, bewegte es heftig den Kopf und schlug mir dabei ein Ei aus der Hand. Das ging natürlich kaputt. Paffe Franz, der zugesehen hatte, lachte laut über mein Missgeschick. Er war aber nett und schenkte mir ein neues Ei. Fröhlich setzte ich meinen Weg fort. Unten am Selmbach konnte ein Junge in meinem Alter nicht einfach vorbeigehen. Wasser zieht Kinder an, denn es gibt dort immer etwas zu spielen. Schiffchen fahren lassen, Dämme bauen oder Steinchen werfen. Bocks Theo von gegenüber kam auch noch dazu und wir spielten schön miteinander. Dabei passte ich die ganze Zeit gewissenhaft auf meine vier Eier auf. Doch als ich mich vorbeugte, um aus dem Selmbach zu trinken passierte das nächste Unglück. Beim Bücken rutschten mir die Eier aus der Jackentasche und landeten im Bach. Eines konnte ich noch auffangen. Doch bei der plötzlichen Bewegung verlor ich auf dem nassen Untergrund den Halt und fiel ins Wasser. Von den übrigen drei Eiern sah ich nur noch die gelben Dotter davon schwimmen. –Was nun, den Tränen nahe ging ich ins Kaufhaus und berichtete Frau Litz von meinem Pech. Frau Litz war eine verständnisvolle Frau. Sie tröstete mich und gab mir für das letzte Ei eine Tüte Bonbons. So langsam kam ich mir vor wie Hans im Glück. Auf den Hof

zurückgekehrt, waren alle noch so eifrig mit dem Schlachten beschäftigt, dass keiner Notiz von mir nahm. Der Fleischbeschauer Banze drückte der geschlachteten Sau seinen Stempel auf, bekam seinen Schnaps und Kammerräts Karl maß mir noch eine Wurst an. Danach durfte ich in der Nachbarschaft noch Wurstsuppe verteilen, worüber sich die Beschenkten natürlich freuten. So fand mein erstes Schlachtfest in Rasdorf ein heiteres Ende.

Mit der Zeit wurde ich mit allen Arbeiten, die auf einem Bauernhof anfielen, vertraut. Ich kannte alle Rasdorfer Bewohner mit Namen und wenn ich ein Pferdegespann sah, wusste ich wem es gehörte. Ich hatte gelernt, wie Butter hergestellt wird, war im Kuhstall beim Kalben behilflich, führte die Kühe selbst zum Beschlagen und lernte so auch diese Arbeiten kennen. So lernte ich schon früh Dohne Josef und seinen Vater kennen. Josef hatte noch eine hübsche Schwester, die Erna. Sie soll heute in Amerika leben.
Im Dorf nannte man mich bald den Hermes Bur. Darauf war ich ganz stolz und manchmal wünschte ich mir sogar tatsächlich einmal Bauer zu werden. In diesem Beruf musste man zwar viel arbeiten, aber man war ein freier Mann.
Die Politik ging nicht spurlos an Rasdorf vorüber. Hitler hatte mit seinem größten Feind, dem Führer des Bolschewismus Stalin, einen Nicht-Angriffspakt geschlossen. So war ich am 1. Sept. 1939 in Rasdorf, als der 2. Weltkrieg mit dem Überfall auf Polen seinen Anfang nahm. Von Kriegsbegeisterung habe ich in Rasdorf nichts mitbekommen. Im Gegenteil, es gab viele nachdenkliche und erste Gesichter. Vor allem die älteren Leute, die noch den ersten Weltkrieg miterlebt hatten, machten sich Sorgen. Die allgemeine Fröhlichkeit die vorher herrschte, war nicht mehr da. Daran änderten auch die täglichen Jubelmeldungen im Radio oder in der Zeitung nichts. Die ersten Lebensmittelkarten und Bezugsscheine wurden ausgegeben. Ludwig Kümpel bekam nicht mehr so viele Stoffe für seine Schneiderwerkstatt.
Am 10. Mai begann der Krieg gegen Frankreich. Aus den westlichen Grenzregionen und dem damaligen Saargebiet kamen die ersten evakuierten Deutschen. Auch Rasdorf wurde nicht verschont und bekam hauptsächlich Frauen und Kinder zugeteilt. Kernersch mussten zwei Frauen beherbergen. Nach dem Westfeldzug konnten sie wieder in ihre Heimat zurückkehren. Auch kamen nach dem Feldzug gegen Frankreich die ersten Kriegsgefangenen nach Rasdorf und wurden bei Bauern untergebracht.

Wenn man vom Selmbach hochging zu Flache, hatte der Bauer auf der rechten Seite (ich glaube er hieß Raischrienersch) einen kriegsgefangenen Franzosen. Dieser war immer gut gelaunt und zeigte uns, wie man mit einer Hand Zigaretten dreht. Es wurde öfters ausgeschellt, dass Kriegsgefangene nicht am gemeinsamen Mittags- oder Abendtisch essen dürfen. Aber die Bauern hielten sich nicht daran. Sie sagten: „Wer bei uns im Hof und Feld arbeitet, macht auch gemeinsam mit uns Vesper.“

Der Krieg ging weiter. Russland wurde angegriffen und feindliche Flugzeuge warfen über Deutschland Bomben ab. Die Schulkinder mussten auf dem Acker Kartoffelkäfer einsammeln, die der Legende nach von englischen Flugzeugen abgeworfen worden waren. An einem Abend im Sommer 1941 sagte mein Opa zu mir: „Gehe heute Abend um 10 Uhr zu Alte Scholdese, dort wird noch ein Mann aus dem Dorf sein. Ihr müsst durchs Dorf gehen und aufpassen. Wenn feindliche Flieger Brandbomben auf Rasdorf werfen, musst du sofort Alarm schlagen. Auch könnten Spione als Fallschirmspringer abspringen.
Ich zog mich also wärmer an, nahm meinen Stock, den ich sonst zum Kühehüten benutzte und ging zu Alte Scholdese. Dort war aber kein Mann, sondern ein Mädchen, das 2-3 Jahre älter war als ich. Es war die Paula vom Treppeschuster am Geisaer Tor. Wir waren uns schön öfter begegnet und kannten uns. Sie kam aus dem Ruhrgebiet. Die Tochter von Alte Scholdese mit dem schönen germanischen Namen Walburga, kam zu uns, betrachtete uns und meinte: „Ihr wisst ja Bescheid, dann geht mal los.“
Wir gingen die Landstraße in Richtung Hünfeld bis zum damaligen Sportplatz. Dann rechts einen Hang hinauf und setzten uns dort hin. Paula erzählte von ihrer Heimat, dem Ruhrgebiet und ich vom Rheinland. Bis 24.00 Uhr hatten wir noch kein Flugzeuggeräusch gehört. Wir machten einen ersten Rundgang durchs Dorf und wiederholten diesen um 2.00 Uhr und um 3.30 Uhr. Jedes Mal gingen wir den Anger hinunter, am Wasser vorbei und zum Geisaer Tor hoch. Uns war schon etwas unheimlich, da wegen der Verdunkelung absolute Finsternis herrschte. In der ganzen Nacht sind uns zwei Männer begegnet, die wahrscheinlich von ihrer Liebsten kamen. Später sind wir in Richtung Gehilfersberg

gegangen und setzten uns an den Schießplatz. Wir hatten noch keine Flugzeuggeräusche gehört. Ich merkte nach einiger Zeit, dass Paula eingeschlafen war. Um 5.00 Uhr weckte ich sie und wir gingen nach Hause. Opa war schon aufgestanden und freute sich, dass er in der Nacht gut geschlafen hatte. Ob Paula sich, wenn sie noch lebt, auch noch an diese Nacht erinnern kann?
So machten sich die Folgen des Krieges auch in Rasdorf immer mehr bemerkbar. In Neuwied wurden schon die ersten Opfer von Luftangriffen beklagt. Die Parteiaufmärsche und Lippenbekenntnisse für Führer, Volk und Vaterland gab es in Rasdorf Gott sei Dank nicht. Aber wir gingen immer häufiger in die Kirche, um für gefallene Söhne zu beten und immer mehr junge Männer wurden eingezogen. Das schlug sich natürlich auf die Lebensfreude der Rasdorfer Bürger nieder.

Zurück in Neuwied hatte ich im März 1944 meine Lehre beendet und kam zum Reichsarbeitsdienst. Anschließend, nachdem ich meine Segelflugscheine absolviert hatte, meldete ich mich gegen den Willen meiner Eltern als Kriegsfreiwilliger zur Luftwaffe. Ich wurde zum Fronteinsatz im heutigen Polen geschickt und am 5. Februar 1945 verwundet. Wegen der Schwere meiner Verwundung bekam ich 10 Tage Sonderurlaub. Aber wohin? Seit dem 17. März war Neuwied von den Amerikanern erobert und ich hatte kein Lebenszeichen von meinen Eltern. So wurde mir ein Urlaubsschein für Rasdorf ausgestellt. Meine Verwandtschaft staunte nicht schlecht, als ich in Uniform hier eintraf. Auch in Rasdorf wusste man zu dieser Zeit bereits, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen war. So gut es ging habe ich mich in Rasdorf erholt, doch mein Urlaub ging leider zu Ende. Was sollte ich nun machen – mich irgendwie zurück an die Front durchschlagen? Abends hörte ich bei Tante Rosa die englischen Nachrichten um zu erfahren, wie weit die Amerikaner noch entfernt waren. Die Tante bekam es immer mit der Angst zu tun, denn es war natürlich verboten, den Feindsender zu hören. Mein Urlaub war bereits um einen Tag überschritten, da kamen Soldaten ins Dorf. Ich packte meinen Beutel mit Brot und Wurst ein, zog die Uniform an und verabschiedete mich. Ich ging in Richtung Buttlar. Auf der Höhe vom Kirchberg wurde ich von einem Jagdflugzeug beschossen. Ich floh in den Wald und wartete dort bis zum Abend. Dann ging ich zurück zu Kernersch. Verständlicherweise erschrak meine Oma fürchterlich, als ich schon wieder vor der Tür stand. Am nächsten Tag geschah das gleiche und ich musste am Abend wieder zu Kernersch zurückkehren. Zu allem Überfluss erschien an diesem Abend auch noch mein Bruder zusammen mit einem befreundeten Unteroffizier bei Kernersch. Beide in voller Uniform. Nun war die Aufregung noch größer. Die beiden wurden mit Zivilkleidung versorgt und ich führte sie auf Schleichwegen zum Morsberg in eine Hütte. Es gelang ihnen tatsächlich fünf Tage später wohlbehalten in Neuwied anzukommen. Am Ostermontag war mein Urlaubsschein bereits seit drei Tagen abgelaufen. Ich befand mich dadurch in größter Gefahr als Deserteur betrachtet zu werden.


Josef Herrmann in Uniform

Am Osterdienstag den 3. April 1945 lag eine unheimliche Spannung über Rasdorf. Mancher Bauer vergrub im Garten seine Wertgegenstände. Parteibücher wurden vernichtet, Hakenkreuze und Führerbilder entfernt. Es war keine Wehrmacht mehr im Dorf. Wahrscheinlich war ich der einzige Soldat in Rasdorf. Leider war Frau Deisenroth als einzige Tote zu beklagen.
Gegen Mittag war plötzlich starker Motorenlärm zu hören. Ich war grade in der Schneiderstube von Ludwig Kümpel, als die Amerikaner den Morsberg hinunter kamen. In der Luft war ein Militärflugzeug, das wie eine „Fieseler Storch“ aussah. Es landete in Richtung Setzelbach auf einem Acker. Von der Kirchturmspitze wehte schon die weiße Fahne. Es herrschte helle Aufregung und alle liefen wie aufgescheuchte Hühner durcheinander. Die Amerikaner fuhren mit ihren Militärfahrzeugen die Dorfstraße rauf und runter.

Nach einiger Zeit hielt ich es vor Neugierde nicht mehr im Haus aus. Ich zog mir kurze Hosen an, um jünger zu wirken (ich war noch keine 18 Jahre alt) und ging ins Dorf. Wie staunte ich, als ich bei Flache vorbeikam und sah die „Amis“ dort hantieren. Wie gut waren die ausgerüstet! Zu Essen hatten sie natürlich auch mehr als genug und sie konnten es sich sogar leisten, halbe Zigaretten wegzuwerfen. Da waren wir doch arme Landser dagegen! Die Kinder bestaunten vor allem die schwarzen Amerikaner. Lange hielt ich mich nicht dort auf, die Sache war mir doch zu mulmig.
Am nächsten Vormittag besuchte ich den Pfarrer Kreß, um ihn um Rat zu fragen. Ich wusste nicht, wie ich mich verhalten sollte. Der Pfarrer gab mir den Rat, freiwillig als Soldat in amerikanische Kriegsgefangenschaft zu gehen. Es war nämlich ausgeschellt worden, jeder Soldat hätte sich umgehend zu melden, sonst sei mit Repressalien für die Angehörigen zu rechnen. Ich sagte darum zu, mich bei den Amerikanern zu melden. Ich ging noch mal zu Helfrichs gut essen und überlegte grade, ob ich noch eine Nacht im warmen Bett schlafen sollte, als ein amerikanischer Jeep mit bewaffneten Soldaten auf den Hof fuhr. Sie fragten im Haus nach Soldaten und ich meldete mich sofort. Sie merkten wohl, dass von mir keine Gefahr ausging und behandelten mich anständig. Helga schenkte den Soldaten noch ein Paar bunte Ostereier.
Als ich meine Jacke anzog, wurde mir noch mal angst und bange. Ich merkte, dass meine Pistole noch darin steckte. Zum Glück gelang es mir, sie unbemerkt im Plumpsklo verschwinden lassen. Man fuhr mich in Weitzels Wohnung, die von den „Amis“ beschlagnahmt war. Hier stand ich zusammen mit drei weiteren Männern, die ich nicht kannte, in Weitzels Schlafzimmer an der Wand. Von Rasdorf aus brachte man mich nach Hünfeld, wo man mir meine Armbanduhr wegnahm. Noch in derselben Nacht ging es weiter nach Suhl und dann nach Bretzenheim ins Kriegsgefangenenlager. Von dort gelang mir im Juni die Flucht zurück nach Neuwied. Ich war endlich wieder zu Hause. Die Freude war natürlich groß, dass unsere Familie den Krieg heil überstanden hatte.
Da ich keinen Entlassungsschein hatte, wollte man mir keine Lebensmittelkarten geben. Die ohnehin knappen Lebensmittelzuteilungen reichten für einen zusätzlichen Esser nicht aus. So schnappte ich mir mein altes Fahrrad, reparierte es und strampelte nach Rasdorf. Über diese abenteuerliche Radtour möchte ich hier nicht berichten, sondern mich wieder Rasdorf zuwenden.

Ich kam nach 2 Tagen einigermaßen gut an. Zunächst fand ich Quartier bei Helfrichs. Eine hilfreiche Arbeitskraft konnte man dort nach dem Krieg gut gebrauchen, vor allem weil auch Karl Helfrich (Ehemann von Emma) im Krieg gefallen war. Nach einigen Tagen fragte mich Ludwig Kümpel, ob ich für ein Jahr zu seinen Eltern ziehen wolle. Seine beiden Brüder waren vermisst und der Vater brauchte dringend Hilfe. Platz gab es auf dem Hof für mich genug. Nachdem meine Eltern ihr Einverständnis unter der Voraussetzung gegeben hatten, dass ich bei der Krankenversicherung in Hünfeld angemeldet würde, sagte ich zu. Bei Oma und Opa Kümpel war die Stimmung leider sehr gedrückt. Zwei im Osten vermisste Söhne zu haben, war für die Eltern eine schwere Bürde. Nun muss ich noch berichten, dass Josef und Wilhelm Kümpel des Öfteren bei uns in Neuwied zu Besuch waren. Dabei hatten sich meine Schwester Franziska und Wilhelm ineinander verliebt. Die beiden planten sogar, sich nach dem Krieg zu verloben.
Meine Schwester kam in dieser Zeit auch nach Rasdorf zu Kümpels, um dort im Haushalt zu helfen. Ich hatte nun richtige Verantwortung in der Landwirtschaft: Ludwig Kümpel kam oft bei seinen Eltern vorbei und Opa und Ludwig waren mit meiner Arbeit zufrieden. Am Rasdorfer Alltag hatte sich nichts geändert, da keine direkten Kriegseinwirkungen stattgefunden hatten. Das Sagen hatte der amerikanische Ortskommandant. Die Amerikaner hielten sich hauptsächlich bei Starks (Gastwirtschaft) auf, wo eigens für sie ein Tanzclub eingerichtet worden war. Natürlich wurden oft deutsche Mädels von den amerikanischen Soldaten dorthin eingeladen, was von uns Jungs natürlich neidisch beobachtet wurde.

Das Leben nahm zunehmend seinen gewohnten Lauf. Auch bei Flachs fanden bald Tanzveranstaltungen statt. Wir Jüngeren konnten jedoch noch nicht tanzen und übten deshalb oft im Stall oder in der Scheune. Auf diese Weise lernte ich Walzer, Rheinländer und Polka tanzen. Oft bin ich samstags abends mit Dohne Josef und Kinette Josef zum Felsenkeller spaziert. Dohne Josef nahm seine Quetschkommode mit und wir amüsierten uns ohne großes Aufsehen prächtig. Wenn ich spät nach Hause kam, hörte ich oft in einer abgedunkelten Scheune oder in einem Stall ein Schwein, Schaf oder Kälbchen quieken, dass heimlich schwarz geschlachtet wurde.

Wir Jungs wollten natürlich Fußball spielen. Es war jedoch gar nicht so einfach eine Mannschaft zusammen zu bringen. Trotzdem konnten wir einige Spiele gegen auswärtige Mannschaften austragen. Die Mannschaften wurden samstags abends bei Ludwig Kümpel oder Papes Fritz in der Friseurstube aufgestellt. Wenn es sein musste, verpasste uns Fritz auch noch gleich einen neuen Haarschnitt. Natürlich hatte keiner Fußballschuhe. Gespielt wurde mit hohen Schuhen und bei so manchem Torschuss flog der Schuh hinterher.

Obwohl sich das Leben normalisierte, wurden immer noch viele Bittprozessionen für gefangene und vermisste Soldaten durchgeführt. Oma Kümpel und meine Schwester hofften noch lange Zeit auf ein Lebenszeichen von Josef und Wilhelm. Das Geschäft der Wahrsagerinnen blühte. So fuhr meine Schwester sogar einmal bis nach Frankfurt, um eine Wahrsagerin zu treffen. Diese wurde mit reichlich Wurst und Schinken entlohnt.
Der Mai ist ja bekanntlich der schönste Monat des Jahres. Alles blüht und grünt. Aber es wurden auch Maiandachten abgehalten, die mir noch in guter Erinnerung sind.
Sagte ich zu Kümpels Oma: „Ich möchte gerne in die Maiandacht gehen“ da gab es von Opa keinen Widerspruch, und ich war vom Melken, Stall ausmisten und Kühe striegeln befreit. Ich ging zwar in die Maiandacht und betete für die gefallenen und vermissten Söhne, hatte aber auch im Hinterkopf, nach der Andacht mit einer ehemaligen Schulkameradin oder Mädel eine Stunde spazieren zu gehen, was meistens der Fall war. Denn es gingen immer mehr Mädels wie Jungen in die Kirche.
Ich trat dem Gesellenverein bei und wir übten ein Theaterstück ein, welches mit großem Erfolg bei Starks aufgeführt wurde. Ich durfte die Hauptrolle spielen. Das Stück trug den Namen: „All die Schusterjungen“, der Treppeschuster vom Geisaer Tor war der Spielleiter.

Dann wurde bekannt gemacht, dass Flüchtlinge aus Ungarn zu uns nach Rasdorf kommen. Ich spannte den Wagen an und fuhr zur Landstraße, denn auch Kümpels bekamen Flüchtlinge zugeteilt. Auch ein hübsches junges Mädchen namens Eva war dabei. Sie hat später Fritz Fischer geheiratet, der leider schon gestorben ist. Herr Egerer war am Arm behindert, konnte aber trotzdem fleißig in der Landwirtschaft mithelfen.
1946 rief mich mein Vater zurück nach Neuwied. Er meinte, ich solle mir eine Stelle suchen, was ich auch tat. Auch meine Schwester hatte langsam die Hoffnung aufgegeben, ihren Wilhelm wieder zu sehen. So verließen wir beide mit allen guten Wünschen und einem großen Wurstpaket Rasdorf.

Der Geschichtsverein bedankt sich sehr herzlich bei Herrn Josef Hermann für die ausführliche und spannende Schilderung des Dorflebens während der Kriegszeit und die Erlaubnis zur Veröffentlichung.

Fortsetzung Hofchronik „Am Grabenweg“

von Christa Wiegand

„Wiebenoaze“, Hs. Nr. 36
heute Budenz, am Wasser 7

Michael Bock aus Eiterfeld kam zusammen mit der Familie seines Sohnes Johannes, Leineweber und dessen Ehefrau Anna Maria Hilbert aus Eiterfeld um 1817 in dieses Anwesen. Zehn Kinder waren ihnen geboren. Diese Familie ist die Erbauerin des jetzigen Fachwerkhauses, das nach amtlichen Angaben 1827 entstanden ist. Nach Erzählung der derzeitigen Besitzerfamilie ist das Vorgängerhaus von einem Hochwasser weggeschwemmt worden. Die Töchter Anna, 45 Jahre, Maria, 36 Jahre und ihre achtjährige Tochter Phillipina gingen 1863 nach Amerika.

Der Leinenweber Franz Niklas Kinski aus Großenbach kommt durch die Heirat mit Anna Katharina Bock, einer weiteren Schwester, 1852 in dieses Haus und wird auch als Besitzer angegeben. Familie Kinski erscheint einige Zeit später in dem Haus Wünscher in der Holl.
Ignaz Wieber, Ackerknecht und Handarbeiter, erwarb Mitte der 1850er Jahre mit seiner Ehefrau Maria Barbara, geb. Wiegand, das Haus mit einem kleinen Nebengebäude. Bis dahin wohnte die Familie in Hs. Nr. 33, heute Landvogt/Förster. Ländereien und größere Wirtschaftsgebäude sind später erst hinzugekommen. Es wird erzählt, dass Frau Maria Barbara viele Jahre Mitarbeiterin oder gar Pächterin des Gasthauses, heute Flach, gewesen sein soll, die dadurch diesen Kauf ermöglicht habe. Nur kurzzeitig hat Ignaz, der 1858 mit Pferd und Wagen tödlich verunglückte, dieses Haus bewohnt. Dennoch ist der noch heute gebräuchliche Hausname „Wiebenoaze“ (Wieber Ignaz) durch ihn geprägt worden.
Der Schreiner Johann Adam Budenz aus „Budenze“ kommt durch die Heirat mit der Tochter des Hauses, Marina Wieber, 1867 in das Anwesen und gründet hier seine Schreinerei.



Alle sechs Söhne waren „Westfalengänger“, die dann jedoch früher oder später alle wieder in ihre hessische Heimat zurückgekehrt sind. Durch ihr Einkommen in Dortmund war es ihnen möglich, sich hier Existenzen aufzubauen. Die Brüder Budenz haben auch von dort das Hobby „Brieftauben“ in den 1920-er Jahren mit nach Rasdorf gebracht.
Josef Budenz, der sich nach Grüsselbach verheiratet hatte, war ein besonders erfolgreicher Taubenzüchter.
Der erste Rasdorfer Taubenverein wurde in Wiebenoaze Küche gegründet.

Die Gebrüder Budenz vor ihrem Elternhaus „Wiebenoaze“
v. l. Karl, Jacob, Adalbert der Hoferbe Josef und Wilhelm

Adalbert, der Erstgeborene der Eheleute Johann Adam und Ehefrau Marina, Nachfolger in „Wiebenoaze“, auch Schreiner von Beruf, verheiratete sich 1900 mit Maria Therese Schabel, Tochter des Ludwig Schabel und der Elisabeth Höhl aus Schabels.
Adam Budenz, Schreiner und Landwirt, Hoferbe, verheiratet 1933 mit Rosa Falkenhahn. Seine Schwester ist durch die Heirat mit Bernhard Falkenhahn in „Handidderichs“ gekommen. Eine Tauschheirat, wie man das landläufig nennt. Adams besondere Liebe galt der Jägerei. Hofnachfolger Josef ist verheiratet mit Rita Budenz aus „Gloasersch“. Ihre Söhne haben sich auf dem großen Hofgrundstück der Eltern Wohnhäuser gebaut.

Fam. Budenz, „Wiebenoaze“, Hs. Nr. 189, heute Budenz am Grabenweg 1
Dieses Anwesen ist im Geschichtsblatt Nr. 21 unter Schreinereien ausführlich beschrieben.

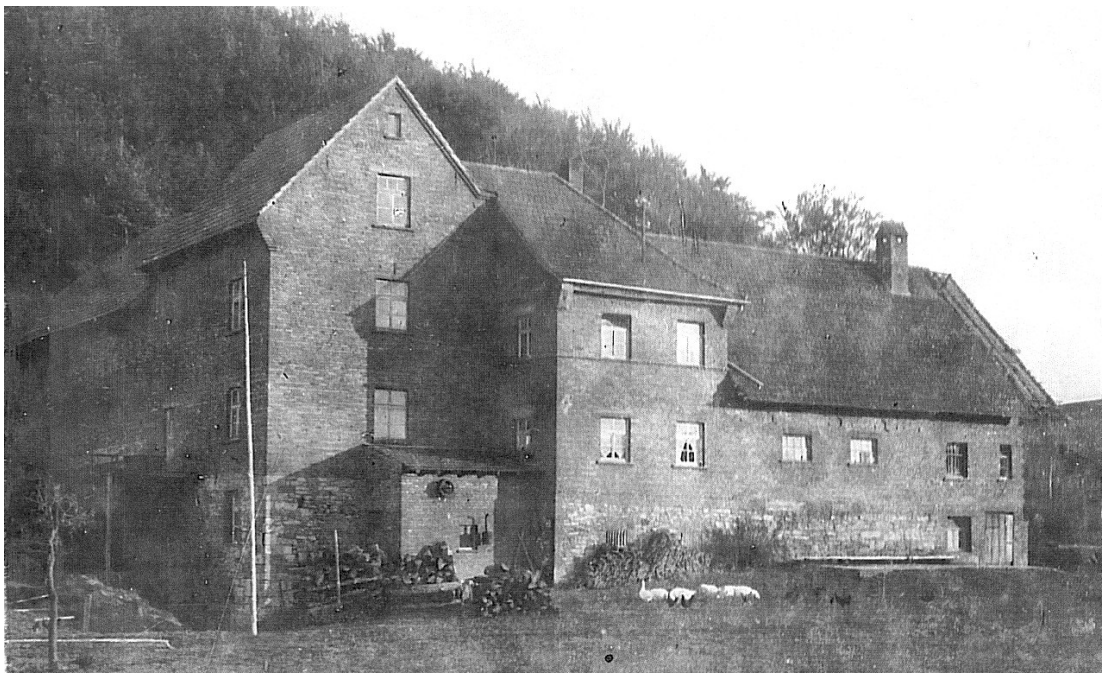
Die St. Bonifatius-Bornmühle

Bornmühle
Hs. Nr. 131
heute Horst Eckard
Grabenweg 3

Der Heimatforscher Karl Schüler berichtet unter „Die ersten Mühlen unserer Heimat“: „*Heinrich von Morsberg besaß die Mühle St. Bonifatius-Bornmühle“* ohne zeitliche Angabe. Heinrich von Morsberg, der 1253 verstorben ist, war der erste nachweisliche Ritter auf der Burg Morsberg. 1247 hatte er einige Stiftsgüter dem Abt zurückgeben müssen, die er sich widerrechtlich angeeignet hatte. Dies ist die erste Erwähnung der Bornmühle, die derzeit bekannt ist.
„Zusammen mit dem Erwerb des Kirchberges vom Hauptkloster Fulda erwarb das Stift Rasdorf 1293 auch das Lehnsrecht über die dem Kirchberg vorgelagerte Mühle,.
1772 erhielt Hans Bock die Bornmühle vom Stift als Lehen.“ schreibt Prof. Dr. Dr. Pralle.
Soweit die wenigen Informationen von unseren Heimatforschern zur frühen Bornmühle. Wahrscheinlich kann man der Bornmühle ein noch höheres Alter zuschreiben. Das Stift verpachtete über Jahrhunderte die Mühle jeweils an Pachtmüller.
Bornmüller Kaspar Bock, der Sohn des Müllers Hans Bock, der hier erwähnt ist, lässt 1608 seinen Sohn Niklas taufen. 1620 wird Hans getauft, der Sohn des Bornmüllers Johannes Wiegand, der mit der Tochter des Bornmüllers Bock verheiratet war. Zur gleichen Zeit wird auch Velten Apel mit „Bornmüller“ bezeichnet, der mit seiner Familie auch dort wohnte und später in der Standorfsmühle erscheint.
Anschließend sind viele Jahrzehnte in den Rasdorfer Matrikelbüchern zur Bornmühle keine Eintragungen zu finden. Es ist anzunehmen, dass die Bornmühle im Dreißigjährigen Krieg so stark beschädigt wurde, dass sie viele Jahre wüst lag.
Im Mittelalter und auch noch weit bis in die Neuzeit galten die Müller und Schäfer als unehrenhafte Berufsgruppe. Ihnen war es möglich, mit ihrer Kundschaft betrügerisch zu ihren eigenen Gunsten abzurechnen, was auch häufig praktiziert wurde, wie aus zahlreichen Beschwerdebriefen überliefert ist. Deshalb war es Müllern und Schäfern nicht erlaubt, ein offizielles Amt wie Schultheiß, Schöffe, Ortsvorsteher oder ähnliche zu begleiten. Die Bauern waren durch ihre Lehnsherren an eine Mühle *„gebannt“* = gebunden. Bei einem anderen Müller mahlen zu lassen, war ihnen unter Strafe verboten.
Um 1700 erscheint Müller Kaspar Messing mit Frau Gertrud in der Bornmühle, die von außerhalb kamen. Ihr Sohn und Nachfolger Valentin verheiratete sich 1706 mit Anna Bock, in zweiter Ehe 1712 mit Margarethe Bock, in dritter Ehe 1717 mit Margarethe Wiegand.
1714 wird ein Johannes Wiegand auch mit „Bornmüller“ bezeichnet,
1783 sein Sohn Johannes, verheiratet mit Katharina Bock,
1795 und 1806 Sebastian Wiegand, Bornmüller, verheiratet mit Elisabeth Wiegand.
Gleichzeitig erscheint Müller Konrad Kreyer. Offensichtlich wurden die mitarbeitenden Müller auch als Bornmüller bezeichnet.
Die genauen Besitzverhältnisse und die Pachtmüller verschiedener Zeiten können unter Verträgen und Urkunden im STA Marburg gefunden werden.
Im Jahr 1803 ist durch die Säkularisation das Stift Rasdorf aufgelöst worden. Die Güter kamen an den Fuldaer Lyzeumsfonds. Die Hofreiten sind an Privatleute verkauft worden, nicht die Ländereien.
Durch das Napoleonische Edikt von 1808 sollten die Bauern frei sein und keinen Frondienst mehr leisten. Sie konnten nun ihr Getreide bei einem Müller ihrer Wahl mahlen lassen. Diese Konkurrenzsituation hat viele Müller zur Änderungen ihrer Abrechnungsmethode gezwungen, um existieren zu können.

Der Pächter Konrad Kreyer war dann der erste private Besitzer der Bornmühle. Er verstarb 1809. Die Mühle ging später unter seiner Witwe in Konkurs.
Josef Müller aus Mittelaschenbach mit seiner Frau Katharina Vogt aus Steinhausen sind ab 1820 für einige Jahre die Nachbesitzer.
Zwei Söhne Kreyer gingen nach Amerika.
Der schon 1795 erwähnte Bornmüller Sebastian Wiegand „*ist von der Frau gegangen und hält sich mit seinem ältesten Sohn schon mehrere Jahre in Frankfurt auf.*“

Anton Euler aus Wenigentaft, verheiratet mit Katharina, geb. Glotzbach, wird in Rasdorf 1862 mit „Mühlenbesitzer“ bezeichnet. Die dazugehörigen Ländereien sind später von der Familie Euler hinzu erworben worden. Um diese Zeit lebte auch Konrad Förster, wahrscheinlich als Mitarbeiter, viele Jahre mit seiner Familie in der Bornmühle. Nach dem Tod seiner ersten und zweiten Ehefrau ging er mit seinen Kindern nach Amerika.
Franz Josef Euler, der älteste Sohn und Nachfolger des Anton Euler, verehelichte sich 1891 mit Anastasia Fack aus Geismar. Von ihren zehn Kindern haben nur vier Söhne das Erwachsenenalter erreicht. Ihr Erstgeborener ist im Ersten Weltkrieg gefallen. Anastasia starb nach der Geburt ihres zehnten Kindes 1905.



Die Bornmühle, wie sie nach dem totalen Brand im Herbst 1929 wieder aufgebaut wurde

Der Witwer Franz-Josef Euler ging 1917 eine erneute Ehe ein mit Aloysia Richter aus Wiesenfeld, einer Mitarbeiterin auf seinem Hof. Die Söhne aus erster und zweiter Ehe blieben unverheiratet. Sie bewirtschafteten mit ihrem Vater, der 1940 verstorben ist, Hof und Mühle. Emil und August, die beiden Jüngsten, sind aus dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr heimgekehrt.
Anton und Gregor Euler, die noch einzigen männlichen Arbeitskräfte in der Mühle, bemühten sich in ihrem fortgeschrittenen Alter um einen Mitarbeiter. Paul Reising, ein tüchtiger Müllermeister aus Hösbach-Aschaffenburg, kam auf ihren Hof.
Im Frühjahr 1953 verehelichte sich schließlich Maria Euler, die Tochter aus der zweiten Ehe des Bornmüllers Franz-Josef Euler mit Paul Reising. Paul und Maria bewirtschafteten einige Jahrzehnte Mühle und Landwirtschaft. Da ihre Ehe kinderlos geblieben war, verkauften sie ihr Anwesen um 1986 an die Senior-Chefin der Roventa-Werke, Frau Hergenröther, die mit ihren Pferden in die Bornmühle einzog.

Die Eheleute Paul und Maria Reising haben sich im Neubaugebiet am Gehilfersberg ein Auszugshaus gebaut. Frau Hergenröther hielt es nicht lange in Rasdorf.
Horst Eckard, der Begründer der Firma Edag, eines weltbekannten Technologie-Konzerns in Fulda, erwarb die Bornmühle 1989, die als Alterssitz und für seine Hobby-Tierhaltung gedacht war. Es war ihm möglich, die gesamte Hofreite zu einer stattlichen Anlage auszubauen – ein Domizil, das er mit seiner Familie bewohnt.
Während der Mahlbetrieb eingestellt wurde, führt Horst Eckard seine Viehwirtschaft noch extensiv weiter.



Errichtet von Anton Euler und dessen Ehefrau Catharina, geb. Glotzbach

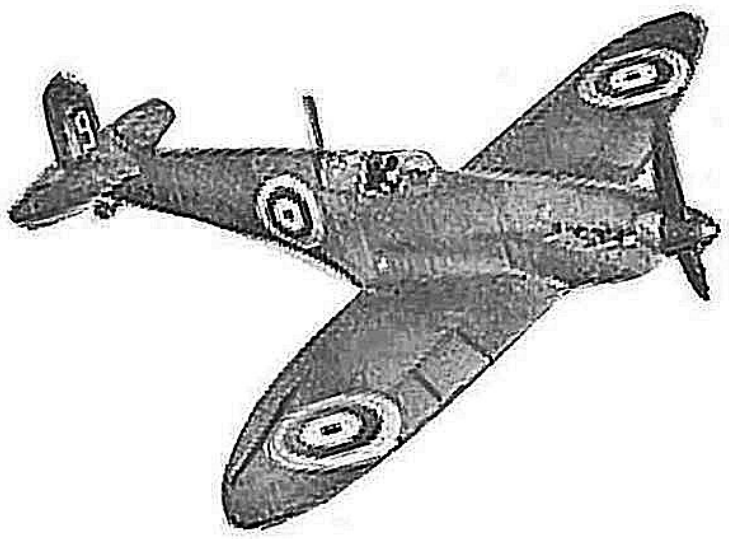
Die eingemeißelte Inschrift auf der Rückseite des Sockels dieses aufwendigen, gut erhaltenen Kruzifixes

Tiefflliegerangriff auf Rasdorf im Zweiten Weltkrieg

Von den Kriegshandlungen des Zweiten Weltkrieges sind wir in Rasdorf gottlob verschont geblieben bis auf einen Angriff kurz vor Kriegsende, der dann leider noch zwei Menschenleben forderte.
Es war Karsamstagmorgen, am 31. März 1945. Zwei kleine englische Spitfires, wendige, einsitzige Abfangjäger, wie auf dem Foto, waren eingesetzt, Militärbewegungen zu unterbinden, die als Verstärkung an die Ostfront unterwegs waren. Zunächst kreisten sie über Geisa und Wiesenfeld, flogen über den Goggehof und drehten Erkundungsrunden über Rasdorf.
Die deutschen Soldaten der Militärfahrzeuge, die aus Richtung Hünfeld kamen, sahen sich angesichts der Flugbewegung verfolgt. Sie bogen in das Dorf ein, schutzsuchend in den schmalen Wettersch-Hof. Das war der Martha zu gefährlich. Nach kurzem, lautstarken Protest wurden die Fahrzeuge dann unter den unbelaubten Linden abgestellt, die damals noch gegenüber dem Gasthaus „Linde“ standen. Und schon setzte der Beschuss mit Phosphormunition ein. Die Soldaten hatten sich gerade noch in Wettersch’ Haus und hinter das Kriegerdenkmal retten können.
Eines der Fahrzeuge, das mit fetthaltigen Lebensmitteln beladen war, Butter soll es gewesen sein, brannte so heftig, dass die Linde mit verbrannte, unter der er abgestellt war. Die anderen Linden wurden beschädigt. Zunächst hatten die beiden Jäger, die knapp über das Pfarrhaus kamen, einen Angriff gestartet, waren aber wegen des dazwischenliegenden Kriegerdenkmals nicht erfolgreich. Sie drehten ab, flogen angerabwärts und konnten nun die ungeschützten Laster treffen und dann auch noch den Lastwagen der Generatorkraft in „Lindes Hof“.

Hermann Weber, „Wahnersch“, der sich als 10-jähriger schutzsuchend hinter einem Stein im Eingang der alten Schule versteckt hatte, hat den Vorgang am Anger dennoch interessiert beobachtet. Der gesamte Angriff auf Rasdorf sei in ca. vier Minuten vorbei gewesen.

Eine Spitfire steuerte dann über die Gärten auf das Ziel Landstraße zu. Die erste Salve, 21 Einschläge, traf das Haus Deisenroth gartenseitig.



Zwei LKW des Militärkonvois waren auf der Landstraße geblieben und vor Amme-Vottersch abgestellt worden. Diese Fahrzeuge mit den daraus fliehenden Soldaten und weitere Autos im Hof Deisenroth, sowie die beiden Tankstellen vor Amme-Vottersch und Deisenroths, veranlassten die Angreifer zu dem starken Beschuss. Von allen Seiten ballerten die Engländer aus den Maschinengewehren.
Frau Deisenroth, die sich gerade in den Keller retten wollte, wurde von einem Querschläger lebensgefährlich am Kopf verletzt. Auch ein flüchtender Soldat wurde von einem folgenschweren Bauchschuss getroffen. Die beiden Schwerverletzten brachte man baldigst nach Geisa ins Krankenhaus.
Durch den Beschuss verängstigt, flüchteten die Bewohner in ihre Keller und trauten sich nur langsam wieder nach oben. In Kiels Laden, der vor dem Osterfest stark besucht war, suchten die Kunden schnell Schutz hinter der Ladentheke. Die Belegschaft der Firma Deisenroth hatte sich in die Autogrube geflüchtet.
Die Streuung der Geschosse verursachte an der alten Schule große Einschusslöcher. In der Linde war nicht nur der LKW im Hof getroffen worden, auch in das dahinter liegende Schlachthaus und in die Scheune waren die Kugeln eingeschlagen, so dass das Heu zu brennen begann. Noch lange lag der Phosphorgeruch in der Luft.
An der Landstraße waren die Schäden erheblicher, so in Deisenroths Hof und Haus und gegenüber am Haus, heute Robert Bohn, wo sie den flüchtenden Soldaten nachgeschossen hatten. Amme-Vottersch Haus begann im oberen Stock zu brennen. Das glimmende Heu in ihrer Scheune musste gelöscht und wegen des starken Phosphorgeruchs entsorgt werden.
Nach dem Angriff versammelten sich die Soldaten der zerstörten Autos an der Landstraße. Die Bewohner versorgten sie mit Essbarem.
Die materiellen Schäden konnten wieder behoben werden. Tragisch war das Schicksal der beiden Schwerverletzten. Für Frau Deisenroth, Mutter von vier Kindern und den unbekannten Soldaten war keine Hilfe möglich. Nur zwei Tage vor der Besetzung Rasdorfs durch die Amerikaner ereignete sich dieses Unglück.

Aufzeichnung nach Augenzeugenberichten von Christa Wiegand